

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Fischer TaschenBibliothek

Alle Titel im Taschenformat finden Sie unter:
www.fischer-taschenbibliothek.de

Es ist März, in London steht der Frühling vor der Tür – und Liv Silber vor drei Problemen.

Erstens: Sie hat Henry angelogen.

Zweitens: Die Sache mit den Träumen wird immer gefährlicher.

Arthur hat Geheimnisse der Traumwelt ergründet, durch die er unfassbares Unheil anrichten kann. Er muss unbedingt aufgehalten werden.

Drittens: Livs Mutter Ann und Graysons Vater Ernest wollen im Juni heiraten. Und das böse Bocker, die Großmutter von Grayson, hat für die Hochzeit ihres Sohnes große Pläne, allerdings ganz andere als die Braut.

Liv hat wirklich alle Hände voll zu tun, um die drohenden Katastrophen abzuwenden ...

Kerstin Gier ist Bestsellerautorin und schreibt überaus erfolgreiche Bücher für Jugendliche und Erwachsene. Ihre Leser lieben die Romane besonders für ihren einmaligen Witz, ihren unvergleichlichen Erzählton und ihre perfekte Mischung aus Humor, Romantik und Spannung. Die Autorin lebt mit ihrer Familie und zwei Katzen in der Nähe von Köln.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de



Kerstin Gier

Silber

Das dritte Buch der Träume

Roman



FISCHER TaschenBibliothek



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2019

© 2015 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagabbildung: Eva Schöffmann-Davidov
Satz: Dörlemann Satz Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-52291-0

Für alle Träumerinnen und Träumer da draußen





»Lassen Sie uns über Ihren Dämon reden. Haben Sie in dieser Woche seine Stimme gehört?« Er lehnte sich zurück, faltete die Hände vor seinem Bauch und sah sie abwartend an. Sie erwiderte seinen Blick aus diesen ungewöhnlichen, türkisfarbenen Augen, die ihn von Anfang an fasziniert hatten. Wie eigentlich alles an ihr. Ohne Zweifel war Anabel Scott die attraktivste Patientin, die er jemals behandelt hatte, aber das war es gar nicht, was ihn so fesselte. Es war die Tatsache, dass er sie auch nach so vielen Therapiestunden immer noch nicht durchschaute. Sie schaffte es stets von neuem, ihn zu überraschen und ihn aus der Reserve zu locken, und er hasste es. Es ärgerte ihn jedes Mal, wenn sie es schaffte, ihm das Gefühl zu geben, ihr unterlegen zu sein, wo er doch der promovierte Facharzt war und sie erst achtzehn Jahre alt und hochgradig gestört.

Aber heute lief es ganz gut. Heute hatte er die Kontrolle.

»Er ist nicht mein Dämon«, antwortete sie und schlug die Augen nieder. Ihre Wimpern waren so lang, dass sie Schatten auf ihre Wangen warfen. »Und nein, ich habe nichts gehört. Und nichts gespürt.«

»Nun, das wären dann – lassen Sie mich kurz nachrechnen – sechzehn Wochen, in denen Sie den Dämon weder gehört noch gesehen noch gespürt haben, richtig?« Er ließ seine Stimme mit Absicht ein wenig überheblich klingen, er wusste, dass er sie damit provozierte.

»Ja«, sagte sie.

Der kleinlaute Tonfall gefiel ihm. Er erlaubte sich ein kleines Lächeln. »Woran könnte es Ihrer Meinung nach liegen, dass Ihre Halluzinationen verschwunden sind?«

»Möglicherweise ...« Sie biss sich auf die Unterlippe.

»Ja? Sprechen Sie lauter.«

Sie seufzte und strich sich eine ihrer glänzenden, goldenen Locken aus der Stirn. »Möglicherweise liegt es an den Tabletten«, gab sie zu.

»Sehr gut erkannt.« Er beugte sich vor, um eine Notiz zu machen, *a.K., ds. V., hr. verk.*, Buchstabenkürzel, die er in diesem Moment frei erfand. Weil er wusste, dass sie über Kopf mitlas und sich jetzt fragte, was um Himmels willen das hieß. Nur mit Mühe verkniff er sich ein triumphierendes Grinsen. Ja, ohne Zweifel hatte sie eine sadistische Seite in ihm geweckt, und, ja, er hatte schon lange aufgehört, sich professionell zu verhalten. Aber es war ihm egal. Anabel war keine Patientin wie die anderen. Es war ihm wichtig, dass sie seine Kompetenz endlich aner-

kannte. Er war schließlich Dr. Otto Anderson, und irgendwann würde er der Chefarzt der Psychiatrie sein. Der Institution, in der sie vermutlich den Rest ihres Lebens verbringen würde. »Tabletten sind zur Behandlung einer polymorphen psychotischen Schizophrenie wie der Ihren unerlässlich«, fuhr er fort, während er sich wieder zurücklehnte und sich an ihrem Gesichtsausdruck weidete. »Allerdings haben wir therapeutisch noch weit mehr getan. Wir haben Ihre Kindheitstraumata freigelegt und die Ursachen für Ihre Wahnerinnerungen analysiert.« Das war stark übertrieben. Vom Vater des Mädchens hatte er erfahren, dass sie ihre ersten drei Lebensjahre in einer dubiosen Sekte verbracht hatte, in der man schwarzmagische Rituale durchführte, aber Anabel selber konnte sich an nichts erinnern. Auch seine Versuche, mit Hypnose dorthin vorzudringen – eine Methode, die er unerlaubterweise angewendet hatte –, hatten zu keinerlei Erfolg geführt. In Wahrheit waren sie genauso weit wie am Anfang der Therapie. Er war nicht mal sicher, ob die Ursachen für Anabels psychotische Störungen wirklich in ihrer Kindheit begründet lagen, er war sich in gar nichts sicher, was sie betraf. Aber egal – Hauptsache, sie sah in ihm den erfahrenen Arzt, der in ihr Inneres blicken konnte und dem sie alle ihre Einsichten zu verdanken hatte. »Sie sind endlich bereit zu akzeptieren, dass Ihr Dämon nur in Ihrer Phantasie existiert hat.«

»Nennen Sie ihn nicht immer so.« Sie schob den Stuhl zurück und stand auf.

»Anabel!«, sagte er streng. Es war doch gerade so gut gelaufen. »Unsere Sitzung ist noch nicht vorbei.«

»Doch, doch, das ist sie, Doktorchen«, erwiderte sie. »Mein Wecker klingelt gleich. Ich habe einen Termin bei einer Studienberaterin, und den darf ich keinesfalls verschlafen. Sie werden lachen, aber ich erwäge ein Medizinstudium, um mich später auf forensische Psychiatrie zu spezialisieren.«

»Reden Sie keinen Unsinn, Anabel!« Ein merkwürdiges Gefühl ergriff ihn. Irgendetwas stimmte nicht. Mit ihr. Mit ihm. Mit diesem Raum. Und warum lag plötzlich der Maiglöckchenduft des Parfüms seiner Mutter in der Luft? Fahrig griff er nach dem Stift. Studienberaterin – so ein Blödsinn. Sie befanden sich in der geschlossenen Abteilung der Klinik, und Anabel konnte ohne seine Erlaubnis nirgendwohin, nicht mal in den Park. »Setzen Sie sich sofort wieder hin. Sie kennen die Regeln. Ich beende unsere Sitzungen, sonst keiner.«

Anabel lächelte mitleidig. »Sie Ärmster. Wissen Sie denn immer noch nicht, dass Ihre Regeln hier nichts weiter sind als – wie nennen Sie das? – Wahn-erinnerungen?«

Er spürte, wie ihm die Luft wegblieb. Da war etwas, ein Gedanke, eine Erinnerung, ganz tief in ihm drin, eine Information, von der er wusste, dass er sie

dringend an die Oberfläche holen musste. Weil sie wichtig war. Lebenswichtig. Aber er schaffte es einfach nicht, bis dahin vorzudringen.

»Jetzt gucken Sie nicht so schockiert.« Anabel war schon an der Tür und lachte leise. »Ich muss wirklich weg, aber ich komme Sie nächste Woche wieder besuchen. Versprochen. Bis dahin träumen Sie einfach was Schönes.«

Ehe er etwas erwidern konnte, hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, und er hörte, wie sich ihre Schritte auf dem Gang entfernten. Dieses Biest wusste genau, dass er sich nicht die Blöße geben würde, ihr nachzurrennen und damit allen zu zeigen, dass er seine Patientin nicht unter Kontrolle hatte. Aber das war das letzte Mal, dass sie ihm auf der Nase herumgetanzt war, noch einmal würde sie die Sitzung nicht gegen seinen Willen beenden. Das nächste Mal würde er sich Unterstützung von den Pflegern holen, vielleicht würde er sie auch fixieren lassen – es gab noch einige Möglichkeiten, die er nicht ausgeschöpft hatte.

Als er Anabels Akte zuklappte und in die Schublade zurücklegte, hatte er noch immer den leichten Maiglöckchenduft in der Nase, der ihn an seine Mutter erinnerte. Und für einen winzigen Moment glaubte er sogar, seine Mutter zu hören, wie sie seinen Namen schluchzte.

Aber dann war beides verschwunden und alles wie immer.



Es gab Tapiokapudding als Nachtisch, aber den hätte es eigentlich gar nicht gebraucht, um mir den Appetit zu verderben. Dafür hatte die Sache mit Rasmus schon gesorgt.

»Isst du den nicht, Liv?« Grayson zeigte auf meinen Pudding, der blass und glasig in seinem Glas vor sich hin wabbelte. Seine eigene Portion knubbeligen Schleim mit Ananaskompott hatte Grayson bereits verschlungen.

Ich schob ihm das Glas hin. »Nein, kannst du gerne haben. Wieder ein Stück britische Tradition, dessen Zauber sich mir leider nicht erschließt.«

»Banausin«, sagte Grayson mit vollem Mund, und Henry lachte.

Es war ein Dienstag Anfang März, die Sonne schien durch die deckenhohen, schlecht geputzten Fenster der Schulkantine. Sie zauberte zarte Streifenmuster auf Wände und Gesichter und tauchte alles in ein warmes Licht. Ich bildete mir sogar ein, den Duft von Frühling in der Luft zu spüren, aber vielleicht lag das auch nur an dem dicken Narzissenstrauß auf dem Lehrertisch, wo meine Französischlehrerin Mrs Lawrence gerade Platz genommen

hatte. Sie sah aus, als hätte sie noch schlechter geschlafen als ich.

Der Frühling lag also in der Luft, Grayson, Henry und ich hatten unseren sonnenbeschienenen Lieblingstisch in der Ecke neben dem Ausgang ergattert, und vorhin hatte ich erfahren, dass der Geschichtstest morgen ausfallen würde, kurzum, alles hätte herrlich entspannt sein können, wenn mir besagte Sache mit Rasmus nicht so schwer im Magen gelegen hätte.

»Tapiokapudding gibt's auch in lecker.« Henry, der sich wohlweislich keinen Nachtisch genommen hatte, lächelte mich an, und für ein paar Sekunden vergaß ich unsere Probleme und lächelte zurück. Vielleicht würde ja doch noch alles gut werden. Wie sagte Lottie immer? »Es gibt keine Probleme, nur Herausforderungen.«

Genau. Wie langweilig wäre das Leben denn ohne Herausforderungen? Wobei es absolut nicht nötig gewesen wäre, noch eine Extraherausforderung oben auf den Haufen mit den anderen Herausforderungen zu packen, denen ich ohnehin schon ausgesetzt war. Aber leider hatte ich genau das getan.

Passiert war es vorgestern Abend, und ich hatte immer noch keine Ahnung, wie ich aus der Nummer wieder herauskommen sollte.

Henry und Grayson hatten bei uns zu Hause für eine Matheklausur gelernt, und als sie damit fertig

waren, hatte Henry auf dem Weg zur Haustür einen kleinen Umweg über mein Zimmer gemacht, um mir gute Nacht zu sagen. Es war schon spät, im Haus herrschte längst Ruhe, selbst Grayson wähnte Henry auf dem Nachhauseweg.

Ich war ehrlich überrascht, Henry zu sehen, nicht nur wegen der nachtschlafenden Zeit, sondern auch, weil wir es noch nicht geschafft hatten, unseren Beziehungsstatus neu zu definieren und offiziell von »unglücklich getrennt« zu »glücklich versöhnt« zu ändern. Wir waren in den letzten Wochen zwar stillschweigend wieder dazu übergegangen, Händchen zu halten, und ein paarmal hatten wir uns auch schon geküsst, weshalb man den Eindruck gewinnen konnte, es sei alles so wie früher oder jedenfalls auf dem besten Weg dorthin – aber das war es nicht. Die Erlebnisse der letzten Monate und die Dinge, die Grayson mir über Henrys Liebesleben vor meiner Zeit erzählt hatte, hatten Spuren hinterlassen, und zwar in Form eines hartnäckigen Minderwertigkeitskomplexes, meine sexuelle Unerfahrenheit (oder wie meine Mutter sagte »Zurückgebliebenheit«) betreffend.

Wenn ich nicht so glücklich gewesen wäre, dass wir uns wieder nähergekommen waren, hätte ich mir vielleicht die Mühe gemacht, diese schwelenden Gefühle unter dem Glück und der Verliebtheit genauer zu analysieren, und wenn ich das getan hätte,

wäre das mit Rasmus vielleicht gar nicht erst passiert.

So aber wurde ich von mir selber überrumpelt.

Als Henry seinen Kopf durch die Tür steckte, war ich gerade im Begriff, meine neue Aufbisschiene einzulegen. Der Zahnarzt alias Charles Spencer hatte festgestellt, dass ich im Schlaf offenbar mit den Zähnen knirschte (was ich sofort glaubte), und die Schiene sollte nun verhindern, dass ich mir nachts den Zahnschmelz wegschmirgelte. Ob sie wirkte, konnte ich nicht beurteilen, in erster Linie schien sie den Speichelfluss zu fördern, weshalb ich sie auch »mein blödes Sabberteil« nannte.

Bei Henrys Anblick ließ ich das Ding sofort unauffällig zwischen Matratze und Bettrahmen verschwinden. Es war schon schlimm genug, dass mein Schlafanzugoberteil nicht zum Unterteil passte und auch sonst nicht unbedingt vorteilhaft aussah, obwohl Henry behauptete, er fände karierten Flanell wahn-sinnig sexy. Was dazu führte, dass ich ihn küsste, sozusagen als Belohnung für das nette Kompliment, und dieser Kuss führte zum nächsten, der diesmal etwas länger andauerte, und schließlich (ich hatte mittlerweile ein bisschen das Gefühl für Zeit und Raum verloren) lagen wir auf meinem Bett und flüsterten uns gegenseitig Dinge zu, die wie Zeilen aus kitschigen Songtexten klangen und mir in diesem Moment trotzdem kein bisschen kitschig vorkamen.

Unser Beziehungsstatus tendierte also eindeutig in Richtung »glücklich verliebt«, und ich neigte dazu, Henry zu glauben, dass ich in kariertem Flanell wahnsinnig sexy war.

Doch dann hielt er mittendrin inne, strich mir eine Haarsträhne aus der Stirn und sagte, ich müsse keine Angst haben.

»Angst wovor?«, fragte ich noch etwas benommen von all den Küssen zurück. Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu realisieren, dass das hier gerade im wirklichen Leben stattgefunden hatte und nicht wie sonst im Traum, wo uns niemand stören konnte. Weshalb es sich wohl auch so viel intensiver anfühlte als sonst.

Henry stützte sich auf seinen Ellenbogen. »Du weißt schon. Angst davor, dass es zu schnell geht. Dass ich dich irgendwie überfordern könnte. Oder zu etwas drängen, zu dem du noch nicht bereit bist. Wir haben wirklich alle Zeit der Welt für dein erstes Mal.«

Und da passierte es. Ich konnte es mir heute im hellen Frühlingslicht der Schulkantine nicht mehr erklären, wobei ... erklären konnte ich es schon, aber leider machte es das auch nicht besser. Schuld war auf jeden Fall Henrys Wortwahl. Dieses verdammte *erste Mal*.

Es war das Stichwort, das den Minderwertigkeitskomplex auf den Plan rief, und er brachte auch gleich noch seinen Freund mit: den gekränkten Stolz. Beide

waren fest überzeugt, dass ich Henry wegen meiner Unerfahrenheit irgendwie leidtat, jedenfalls sahen Henrys Blicke manchmal sehr nach Mitleid aus.

Jetzt zum Beispiel.

»Oh. Du denkst, ich habe noch nie mit einem ... Jungen geschlafen?« Ich setzte mich auf und wickelte die Bettdecke fester um mich. »Ach so, ich verstehe.« Ich lachte ein bisschen. »Du hast diesen Jungfräulichkeitskram bei eurem Dämonenspiel echt ernst genommen, oder?«

»Ähm, ja.« Henry setzte sich ebenfalls auf.

»Aber das habe ich doch nur gesagt, damit ich bei euch mitmachen konnte.« Der gekränkte Stolz ließ mich Dinge sagen, über die ich später ebenso sehr staunte wie Henry. Der dicke Minderwertigkeitskomplex klatschte derweil begeistert Beifall.

Die Verwirrung, die sich in Henrys Miene abmalte, und die Art, wie er eine Augenbraue hochzog, gefiel mir ausgesprochen gut, von Mitleid keine Spur mehr.

»Wir haben ja nie richtig darüber gesprochen«, plapperte ich los, und beinahe hätte ich vergessen, dass ich hier gerade das Blaue vom Himmel herunterlog, so überzeugend klang meine Stimme. »Ich hatte natürlich nicht so viele Freunde wie du Freundinnen, aber tja, da gab es ... diesen Jungen, mit dem ich zusammen war. In Pretoria.«

Weil Henry nichts sagte, sondern mich nur ab-

wartend anschaute, fuhr ich fort: »Es war nicht die große Liebe oder so, und wir waren auch nur drei Monate zusammen, aber der Sex mit ihm war ...« An dieser Stelle meldete sich der gekränkte Stolz (dieser Mistkerl) schlagartig ab, und ich war wieder auf mich allein gestellt.

Und hasste mich sofort leidenschaftlich. Warum hatte ich das getan? Anstatt die Gelegenheit für ein ehrliches Gespräch zu nutzen, machte ich alles nur noch schlimmer. Als Erstes lief ich feuerrot an, weil ich mich außerstande sah, den begonnenen Satz zu beenden. *Der Sex mit ihm war ... hallo?* Jetzt erst fiel mir auf, wie intensiv mir Henry die ganze Zeit in die Augen sah. »... ganz okay«, murmelte ich mit letzter Kraft.

»Okay«, wiederholte Henry gedehnt. »Und wie ... hieß ... der Typ?«

Ja, wie hieß er denn, du blöder gekränkter Stolz? So was muss man sich doch vorher überlegen! Je länger das Zögern vor einer Lüge, desto schlechter der Lügner, das wusste doch jedes Kind.

»Rasmus«, schob ich also schnell hinterher. Weil es der erstbeste Name war, der mir einfiel, wenn ich an Südafrika dachte. Und weil ich trotz allem immer noch eine gute Lügnerin war.

Rasmus war der Name des asthmatischen Chow-Chows unserer Nachbarn gewesen, den ich gehundesittet hatte. Für hundert Rand die Stunde war ich

mit ihm, einem Mops namens Sir-Barks-Alot und unserer eigenen Hündin, Buttercup, spazieren gegangen.

»Rasmus«, wiederholte Henry, und ich nickte erleichtert. Klang doch ganz gut. Es gab schlimmere Namen für erfundene Exfreunde. Sir-Barks-Alot, zum Beispiel.

Überraschenderweise wechselte Henry an dieser Stelle das Thema, obwohl ich mich innerlich bereits auf ein Verhör gefasst gemacht hatte. Genauer gesagt wechselte er gar nicht das Thema, sondern begann wieder mich zu küssen. Als ob er mir beweisen wollte, dass er das viel besser draufhatte als Rasmus. Was definitiv auch nicht der Fall gewesen wäre, wenn es Rasmus wirklich gegeben hätte – kein Rasmus dieser Welt konnte besser küssen als Henry, da ging ich jede Wette ein.

Das war jetzt zwei Tage her, und seitdem hatten wir meinen erfundenen Exfreund nicht mehr erwähnt. Mein Minderwertigkeitskomplex hatte zwar diesen einen winzigen Moment des Triumphes gehabt, aber langfristig gesehen war die Rasmus-Lüge keine gute Therapie. Und deswegen hatte ich nun an diesem Dienstagmittag mit einem verknoteten Magen zu kämpfen, selbst ohne Tapiokapudding und obwohl Henry mich anlächelte.

Grayson hatte meine Portion mittlerweile inha-liert und sah sich hungrig in der Kantine um, als

würde er eine gute Fee erwarten, die an unseren Tisch schwebte, um weitere Puddingschüsseln zu servieren.

Statt der guten Fee rauschte aber nur Emily an uns vorbei, nicht ohne Grayson einen Blick zuzuwerfen, für den sie definitiv einen Waffenschein gebraucht hätte. Dabei hätte sie fast den armen Mr Vanhagen über den Haufen gerannt, der sich allerdings mit einem beherzten Sprung in Richtung Lehrertisch rettete, während Emily ihren Weg in Richtung Essensausgabe fortsetzte, wo bereits Graysons Schwester Florence stand und auf sie wartete.

Emily war seit einigen Wochen Graysons Exfreundin, und die Vorsilbe »Ex« verkraftete sie nur schlecht. Ich bewunderte Grayson für die stoische Ruhe, mit der er Emily begegnete. Auch jetzt grinste er nur. »Ich dachte, ich hätte meine Dosis verächtlicher Blicke für heute schon im Englischkurs erhalten.«

»Ich glaube, sie hat die Dosis erhöht.« Henry beugte sich vor, um einen besseren Blick auf Florence und Emily zu bekommen. »Ich bin natürlich kein professioneller Lippenleser, aber ich bin ziemlich sicher, dass sie deiner Schwester gerade erzählt, wovon du heute Nacht geträumt hast. Warte mal ... Häschen? Echt?«

Weil es immer Spaß machte, Grayson aufzuziehen, und es mich dazu noch von meinen eigenen Problemen ablenkte, machte ich sofort mit. »Oh, etwa der

flauschige Häschentraum? Was Emily das wohl über dich verrät?«

Grayson legte den Löffel in die Schüssel und beobachtete uns mit einem milden Lächeln. »Wie oft soll ich euch noch erklären, dass ihr euch geirrt habt? Emily weiß nichts von dem Traumkorridor. Abgesehen davon würde sie niemals in den Träumen anderer Menschen herumspionieren. Dafür ist sie viel zu vernünftig und realistisch.«

Phantasielos traf es wohl eher, aber das konnte ich nicht mehr anbringen, weil Grayson schon fortfuhr: »Ich verstehe nicht, wieso ihr ständig wieder damit anfangt. Es ist doch seit Wochen absolut nichts mehr passiert. Die Sache ist ein für alle Mal vorbei.«